

Ferenczi im Querschnitt

Elisabeth Aebi Schneider, Erika Kittler, Sabine Schlüter (Hg.): *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis (Journal for Psychoanalytical Theory and Practice): Sandor Ferenczi*, Band 35/2020/Heft 1/2, Frankfurt a. M., Vittorio Klostermann, 234 Seiten

Rezensiert von Simon Scharf

Konsequent ist es, die Vielfalt im Denken eines Intellektuellen auch formal divers abzubilden: Auf diese Weise eröffnet die *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* in Heft 1/2 2020 und ihrem Schwerpunkt zu Sándor Ferenczi eine bestens komponierte Stimmenvielfalt aus theoretischen Beiträgen, einem Essay, Selbstzeugnissen des Psychoanalytikers und der dezent eingestreuten zeitgenössischen Stimme des ungarischen Schriftstellers Sándor Márai.

Als besonders markant kristallisiert sich dabei zunächst Ferenczis bedeutsame Rolle im Feld der Psychoanalyse heraus – erweist er sich doch, mit Blick auf die analytische Tradition, als durchaus »skeptisch« zu nennende Gestalt: Wie vor allem Eveline List in ihren Heftbeiträgen skizziert, speist sich seine Radikalität in erster Linie aus dem Ansatz, Elemente von starker Theoretisierung und Normalisierung entschieden zurückzudrängen. In experimenteller Weise sieht Ferenczi das Sub-

jekt in seiner Individualität und versucht im Modus eines materialistischen und spekulativen Grundzugangs, Erfahrungslogiken nachzuzeichnen, wie List gerade am Beispiel seines *Klinischen Tagebuchs* zeigt. Sein Programm, das »Ich« aus seinen jeweiligen konkreten Lebenszusammenhängen beschreibbar zu machen und es gewissermaßen gegen äußere Formen des Schablonenhaft-Theoretischen zu schützen, markiert möglicherweise seine feldbezogen »abseitige« Position. Diese konkretisiert sich da, wo auch die Stellung zu Freud entsprechende Formen annimmt – ein Verhältnis, das zwischen Nähe/Vertraulichkeit und Distanz changiert, das Momente der Vertiefung freudischer Ideen anzeigt (etwa mit Blick auf die Begriffe der Wiederholung und Erinnerung), aber auch explizite Neu-Akzentuierungen (z. B. über die Konzepte von Übertragung und negativer Gegenübertragung) vornimmt (siehe ergänzend zu List hier den

Beitrag von Alba Gasparino und Agustín Genovés).

Mit dieser Positionierung Ferenczis im Kontext der Psychoanalyse erhellt die Zeitschrift im Folgenden thematische Schwerpunkte seines Schaffens und argumentiert damit implizit auch für eine (Wieder-)Aneignung und Aktualisierung seiner weitreichenden Ideen: Gerade unter dem Stichwort »Bioanalyse« ist Ferenczi an nichts weniger gelegen als einer – durchaus aktuellen Strömungen vorgreifenden – dialogischen Beziehung von (Evolutionen-)Biologie und Psychoanalyse, ohne dabei zu stark ins Biologistische zu gehen (siehe hier den Beitrag von Jacques Press): Wie er in einem eigenen kurzen Text zeigt, ergibt sich das Zusammendenken beider Ansätze schon aus der Notwendigkeit, das Psychologische auf seine physikalischen Bedingungen hin zu befragen und es so gewissermaßen zu erden. List, Fernández Soriano und Berz zeigen im Anschluss kongenial wie eine solche Idee handhabbar wird; der »Katastrophe« der Entfernung des Säuglings aus dem Mutterleib entspricht auf diese Weise das evolutionsbiologische Datum des Landgangs der Tiere: Beide verlassen die jeweiligen Einheitsprinzipien Mutter und Wasser und bewegen sich in stetiger Neu-Anpassung und parallel dazu ablaufenden Stresserfahrungen auf das Neue zu. Interessant ist in diesem Sinne die »Materialisierung«, das Konkrete des vormals eher phänome-

nal erfassten Rankschen »Traumas der Geburt«, das Ferenczi rückkoppelt an ein erdgeschichtliches Ereignis; der Ort des »Präodipalen und des Traumatischen« (Alba Gasparino/Agustín Genovés) wird so erlebbar, evolutionsbiologisch fundiert.

Aktualitätsbezüge im Werks Ferenczis nachzuweisen, bedeutet – so legt es die Zeitschrift weitergehend nahe – auch das subversive politische Potenzial seines psychoanalytischen Denkens zu erörtern: Vor allem Eveline List bemüht sich die zeitgenössischen Erfahrungsbedingungen der Monarchie als Ausgangspunkte für theoretische Reflexionen verstehbar zu machen: Wo heute möglicherweise ein stärkeres Positionieren psychoanalytischer Theorie im Feld des Politischen wünschbar (oder nötig?) wäre, will Ferenczi seine Konzepte zu Autorität und Herrschaft bzw. Introjektion und Übertragung dezidiert verstanden wissen als Verständnishorizonte politischer Prozesse der Macht und erschließt damit – so List in nuce – auch das *kritische* Momentum des Psychoanalytischen.

Neuland beschreitet Ferenczi – auch in Überwindung der mächtigen Bezugsgröße Sigmund Freud – in seinen Überlegungen zum Trauma: Die Beiträge von Martín Cabré und Raluca Soreanu loten dabei vor allem die Begrifflichkeit der Introjektion aus, die – verstanden als »Identifizierung des Ichs mit dem verlassenen Objekt« (Cabré) – (kindliche) Bindungs-

prozesse erklärt: Das Introjizierte ist das sich beständig im »Ich« Wiederholende und sich fortwährend Neu-Inszenierende (als Form der Objektaneignung); zwischen der Übermacht des Objekts und den Versuchen des Subjekts, sich aus derlei Prozessen der traumatischen »Identifizierung mit dem Aggressor« zu befreien, ringt es um eigene Spielräume. Nicht unerwähnt lässt der Band dabei die zentrale Rolle der Sprache zwischen den Möglichkeiten, sich zu konfrontieren, das Phänomen als Phänomen sprachlich zu konkretisieren, und den Fallstricken der Sprachlosigkeit, des Schweigens und der Verleugnung, die transgenerationale Tiefe erlangen können (siehe den Beitrag von Valérie Bouville).

Am Ende kann eine Zeitschriftenrezension nur der Versuch eines groben Abrisses der Vielfalt ihres Gegenstandes sein. Deutlich zutage fördert die *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis* mit ihrem Schwerpunkt zu Sándor Ferenczi sowohl das Gegenwärtige und Aktuelle seiner Ansätze als auch die unterbelichteten und neu zu perspektivierenden Leerstellen und das möglicherweise Wiederzuentdeckende eines umfangreichen Schaffens. Gelungen ist damit in besonderer Weise das Ansprechen zweier Zielgruppen – der Ferenczi-Kenner auf der einen, der Einsteiger und sich langsam Vortastenden (zu denen auch der Verfasser dieser Rezension zählt) auf der anderen Seite. —

Anne Carson: *Der bitter-süße Eros*, übersetzt von Christina Dongowski, Wien 2020, Turia + Kant

Rezensioniert von Theresa Mayer

Etwa in der Mitte von *Der bitter-süße Eros* erinnert uns Anne Carson an die »köstliche Unbequemlichkeit«, die damit verbunden war, das Schreiben zu lernen. Mit Referenzen, die scheinbar mühelos Jahrtausende umspannen, erscheinen Eudora Welty, Pythagoras und Platon in gleicher kindlicher Konzentration über das Papier gebeugt; mit zitternder Hand und unsicherem Griff fahren sie die Ränder des Alphabets nach. Das griechische Alphabet habe den Rand in das Schreiben eingeführt, schreibt Carson. Was hat es mit diesem Rand auf sich?

Der bitter-süße Eros ist eine der frühen Schriften der kanadischen Dichterin und Altphilologin und zählt neben *Economy of the Unlost*¹, einer vergleichenden Studie über Paul Celan und Simoni-des von Keos, zu den wenigen längeren Texten theoretischer und wissenschaftlicher Ausrichtung. Bereits 1986 auf englisch erschienen, liegt der essayistisch gehaltene Text über den sapphischen

Topos des Bittersüßen – oder genauer »Süßbitter« (glukupikron) – mit der Übersetzung durch Christina Dongowski in der Reihe der *Neuen Subjektile* endlich auch in einer angemessenen deutschen Fassung vor. Carsons Werk gilt als inhärent transdisziplinär, nicht nur weil sich die Autorin neben poetischen Kurztexten eben auch wissenschaftlichen Arbeiten widmet, sondern weil diese – wie *Der bitter-süße Eros* – bereits die Anforderungen und Erwartungen an das, was als akademisch anerkanntes Schreiben gilt, herausfordert und provoziert. Das Erotische wie das Poetische halten gleichermaßen Einzug in das philologische Schreiben Carsons. Christina Dongowski, die Übersetzerin, fragt sich in ihrem Kommentar, wie ernst dieser Text zu nehmen sei und was man eigentlich unter *ernst* versteht. In der Provokation der Form steckt deren Neubewertung und die Nachfrage, woran sich das Gewicht und die Tragfähigkeit eines Textes messen lässt.